

Anne Fleig (Hg.)

# Die Zukunft von Gender

Begriff und Zeitdiagnose

Die Zukunft von Gender

Reihe »Politik der Geschlechterverhältnisse«  
Band 53

Herausgegeben von Cornelia Klinger, Eva Kreisky, Andrea Maihofer  
und Birgit Sauer

*Anne Fleig* ist Professorin für Neuere deutsche Literatur mit einem Schwerpunkt  
Geschlechterforschung an der FU Berlin.

© Campus Verlag GmbH

Anne Fleig (Hg.)

# Die Zukunft von Gender

Begriff und Zeitdiagnose

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50084-3

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2014 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Marion Gräf-Jordan, Heusenstamm

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

[www.campus.de](http://www.campus.de)

# Inhalt

Die Zukunft von <i>Gender</i> und das Subjekt des Feminismus: Zur Einleitung <i>Anne Fleig</i> . . . . .	7
<i>Gender</i> , wie's im Lehrbuch steht: Ein Arbeitsbericht <i>Sigrid Nieberle</i> . . . . .	18
Geschlecht als Frage und Begrenzung: Wie über <i>Gender</i> sprechen? <i>Barbara Rendtorff</i> . . . . .	35
Kontingente Fundierungen: Über Feminismus, <i>Gender</i> und die Zukunft der Geschlechterforschung <i>Sabine Hark</i> . . . . .	51
Subjekt feministisch gedacht: Zur Verwechslung von Subjekt und Identität in den Gender Studies <i>Rita Casale</i> . . . . .	76
Jenseits von <i>Sex</i> und <i>Gender</i> : Die sexuelle Differenz – Zeitdiagnostische Interventionen von Seiten der Psychoanalyse <i>Tove Soiland</i> . . . . .	97
<i>Gender</i> in Troubled Times: Zur Koinzidenz von Feminismus und Neoliberalismus <i>Cornelia Klinger</i> . . . . .	126
Feminismus, die Familie und die neue ›mediatisierte‹ Mutterschaft <i>Angela McRobbie</i> . . . . .	161

Betroffenheit als Widerstand: Phänomenologie und Geschlechterforschung <i>Hilge Landweer</i> .....	186
Weibliche Autorschaft nach dem Gender Turn: ›Frau‹ und ›Ich‹ in essayistischen Texten von Juli Zeh und Antje Rávic Strubel <i>Anne Fleig</i> .....	220
Autorinnen .....	241

# Die Zukunft von *Gender* und das Subjekt des Feminismus: Zur Einleitung

Anne Fleig

»Was wollen Sie noch?« Diese provokante Frage stellte die Künstlerin Angela Dwyer auf dem Titelbild der *feministischen studien* zum 30-jährigen Jubiläum der Zeitschrift (2013). Unter dem Titel: »Was dringend getan werden muss« erschien gleichzeitig ein von der Schriftstellerin Antje Rávic Strubel kuratiertes Heft der *Neuen Rundschau* (2013), das den Blick ebenfalls auf die Geschlechterverhältnisse der Gegenwart richtet. Diese Fragen bezeichnen sehr genau das Spannungsfeld, in dem die »Zukunft von *Gender*« liegt: Es ist geprägt durch die Erfolge der Frauenbewegung und der Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch der Kritik dieser Erfolge ausgesetzt. Diese Kritik ermöglicht zugleich die Fortführung feministischer Reflexion (vgl. Knapp 2012: 13).

Es gilt also zu ermesen, was noch nicht getan wurde, und zugleich den Antrieb für dieses Tun nicht zu verlieren. Denn eine andere Antwort auf die Frage »Was wollen Sie noch?« könnte durchaus lauten: Es ist alles getan, oder doch fast, nur noch ein wenig mehr Anstrengung, und die Zukunft beginnt. Darüber hinaus stellen die Titel der beiden Hefte vernehmlich die Frage nach dem »Was?«, also nach der Sache, um die es geht, und nach zukünftigen Aufgaben. Bei Rávic Strubel fällt auf, dass die Frage als Aussage erscheint: Die Frage, was dringend getan werden muss, fällt so mit der Feststellung, dass etwas getan werden muss, zusammen. »Wer« indes etwas will oder tun soll, bleibt unbenannt.

Auch die in diesem Band versammelten Beiträge stellen sich der Frage nach der Zukunft von *Gender*, ohne sie immer beantworten zu können oder zu wollen. Denn diese Zukunft beginnt, so die zentrale These des vorliegenden Bandes, mit der Reflexion der Folgen, die verschiedene feministische Theorie-Ansätze nach sich gezogen haben. Zu diesen Folgen gehören sowohl der Wandel von Begriffen und ihren Bedeutungen als auch die Verschiebung von der Frauen- und Geschlechterforschung zu den Gender Studies. Diesem Wandel ist der Übergang von Struktur- zu Wissensfragen inhärent,

der weitreichende theoretische Veränderungen nach sich zieht und Gegenstand mehrerer Beiträge ist. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff *Gender* wird daher – wie der Untertitel deutlich macht – zugleich als Zeitdiagnose verstanden. Trotz der unbestreitbaren Erfolge des Konzepts *Gender* teilen die Beiträge die Annahme, dass tatsächlich noch einiges zu tun ist, weil das Erreichte nicht ausreicht oder sogar Kritik erfordert.

Der auf Joan W. Scott verweisende Titel des Bandes zielt darüber hinaus auf die Diskussion der Frage, inwiefern der Begriff *Gender* die anstehende Arbeit zu leisten vermag (vgl. Scott 2001: 42), *Gender* also nicht mehr die »nützliche Kategorie« ist, die sie einmal war (Scott 1986). Alle Beitragserinnen sind sich darin einig, dass *Gender* Zukunft hat. Keine Einigkeit besteht dagegen in der Bewertung des Konzepts. Ob *Gender* heute überhaupt noch ein Begriff der Kritik oder womöglich vollständig »depolitisiert« ist, wie Barbara Rendtorff argumentiert, wird in diesem Band kontrovers diskutiert.

Die Frage nach dem Zusammenhang von Kritik und Zukunftsfähigkeit wird gegenwärtig vor allem durch das supranationale Konzept des Gender Mainstreaming sowie den in jüngster Zeit vieldiskutierten Wechselwirkungen zwischen Feminismus und neoliberalen Kapitalismus (vgl. Fraser 2009) aufgeworfen. Die Debatte über die Zukunft des Konzepts *Gender* setzt daher an der Kontextualisierung und Historisierung des *Gender*-Begriffs an, um die Verflechtung von Theorie und gesellschaftlicher Entwicklung zu verstehen und das Anliegen theoretischer Anstrengung zu schärfen, wenn nicht sogar wieder zum Vorschein zu bringen.

Im Folgenden geht es also sowohl um einen Blick zurück, um eine Bestandsaufnahme und Revision theoretischer Konzepte der Geschlechterforschung aus der Perspektive verschiedener, aber vielfach miteinander verbundener Disziplinen – Literaturwissenschaft, Pädagogik, Philosophie und Soziologie –, als auch um eine Betrachtung der Gegenwart, die immer deutlicher erkennen lässt, dass und inwiefern Theorie, Literatur und Kultur der zunehmenden Ökonomisierung der Gesellschaft zuarbeiten. Auch auf theoretischer Ebene muss daher die Exit-Option allererst entwickelt werden.

In keinem der hier versammelten Beiträge finden sich daher konkrete Utopien, Pläne für die Zukunft oder gar Programme. Diese Leerstelle deutet einerseits auf einen signifikanten Mangel an Alternativen, Entwürfen oder schlicht den Verlust der Utopie hin. Die Frage nach der Zukunft aber überhaupt zu stellen, bedeutet andererseits zumindest, *Gender* nicht für die Antwort zu halten (vgl. Weed 2011: 295). Die folgenden Beiträge fragen also nicht, ob *Gender* eine Zukunft hat, sondern versuchen zu sondieren, wo

Kritik ansetzen muss, um mit den Widersprüchen der Gegenwart umzugehen und in diesem Sinne etwas zu tun. Doch wieviel Zukunft ist möglich, wieviel Zukunft ist nötig?

Uneinigkeit besteht denn auch in der Frage, ob diese offenen, nicht näher bestimmbar Zukünfte geradezu die Bedingung eines anderen Denkens sind, wie Sabine Hark argumentiert, oder ob diese Offenheit eher Ausdruck von Orientierungslosigkeit ist, der durch klare Zielsetzungen oder gar politische Utopie-Entwürfe abzuhelpen wäre. So moniert Tove Soiland in ihrem Beitrag, dass »weitgehend ungeklärt ist, welches Problem eine kritische Theorie, die sich in den Dienst eines feministisch-emanzipatorischen Projekts stellen will, in fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften eigentlich anzuvisieren hat.«

Unklar ist darüber hinaus, wer die Subjekte dieses Projekts wären und ob bzw. wie sie sprachlich zu fassen sein könnten. Hilge Landweer gibt in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass es zwar vorstellbar ist, in ferner Zukunft auf den Begriff des Geschlechts zu verzichten, dass es aber niemals möglich sein wird, ohne leibliche Betroffenheit zu existieren. Zur Debatte steht damit auch die Konzeption und Re-Artikulation des Subjekts, für das *Gender* möglicherweise nicht mehr bestimmend sein wird. Dies ist nicht zuletzt eine poetologische Frage, die einen Weg bahnen könnte, als *Autorin*, als Frau zu sprechen, ohne immer schon ›die‹ Frauen zu meinen.

Am Beginn der Auseinandersetzung mit der »Zukunft von *Gender*« stand neuer *Gender Trouble*. Ausgangspunkt war der Wunsch, gegen die immer breitere Verwendung des Begriffs *Gender* und der mit ihr verbundenen Begriffsverwirrung Einspruch zu erheben und auf neue begriffliche Allianzen hinzuweisen. Mehr als zwanzig Jahre nach dem Erscheinen von Judith Butlers gleichnamigem Band (1990) ist *Gender* nicht nur in aller Munde, *Gender* ist inzwischen auch zur Währung auf dem neoliberalen Markt der Möglichkeiten geworden. Die Verankerung von *Gender*-Kompetenz in Lehrplänen und Studienordnungen bedeutet nicht nur eine didaktische Herausforderung, sondern wird auch als zukünftige Führungskompetenz von Nachwuchswissenschaftlerinnen gefeiert, *Gender* Mainstreaming beschäftigt längst Behörden und Betriebe in allen europäischen Staaten, während *Gender* und Diversity wichtige Management-Instrumente global agierender Unternehmen bilden. Selbst Feminismus ist wieder angesagt, wo er die Verbesserung der Aufstiegschancen von Frauen im Blick hat, wie Angela McRobbie in diesem Band unterstreicht. Es besteht kein Zweifel, dass die Popularisierung des Begriffs zu seiner Unschärfe beiträgt. *Gender* ist keine ausschließlich analytische

Kategorie mehr; auch kann nicht ohne weiteres bestimmt werden, was genau *Gender* meint.

Im Zuge der Auseinandersetzung mit dem *Gender*-Begriff wurde deutlich, dass der Wunsch nach Begriffskritik ein Unbehagen artikuliert, das über die Verwendungen von *Gender* hinausweist. Die erneute Auseinandersetzung mit dem Begriff, aber auch die Erinnerung an die seit seiner Einführung immer wieder und von unterschiedlichen Seiten formulierte Kritik an seinen Implikationen führte schließlich zur leitenden Frage, warum und durch welche Faktoren es seit den 1990er Jahren zu seinem Siegeszug kommen konnte. Damit ist nicht nur die erfolgreiche Durchsetzung der Kategorie *Gender* gemeint, sondern ihre hegemoniale Position in verschiedenen theoretischen, fachlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen.

Der vorliegende Band zielt daher zum einen auf eine kritische Revision des Begriffs sowie die Kontextualisierung von *Gender*-Theorien und Feminismus. Zum anderen stellt er sich zeitdiagnostisch der Frage, warum und inwiefern der Gender Turn mit den neoliberalen Versprechen der Gegenwart verflochten ist. Ob sich hier auch Chancen für das feministische Projekt ergeben, oder der neoliberale Kapitalismus feministischen Gerechtigkeitsvorstellungen unmittelbar zuwider läuft, bleibt zu diskutieren. Festzuhalten ist jedenfalls, dass die Zukunft von Gender Mainstreaming & Co schon längst begonnen hat. Auch die Zukunft von *Gender* ist vor diesem Hintergrund womöglich nicht so offen, wie es scheint.

Wie die Beiträge darüber hinaus zeigen, ist die Durchsetzung des *Gender*-Begriffs an den poststrukturalistischen Linguistic und Cultural Turn gebunden. In diesem Zusammenhang spielt die Rezeption von Butlers Studie *Gender Trouble* eine zentrale Rolle. Die intensive Auseinandersetzung mit ihren Thesen zur Performativität von Geschlecht bzw. der rhetorischen Verfasstheit von *Sex* und *Gender* hat in den 1990er Jahren zu einem produktiven Schub und komplexer Theoriebildung innerhalb der Geschlechterforschung im engeren und den Geistes- und Sozialwissenschaften im weiteren Sinne geführt. Zwischen der Dekonstruktion und der Kulturalisierung als Folge der kulturtheoretischen Wende ist daher, wie Rita Casale in ihrem Beitrag unterstreicht, deutlich zu unterscheiden.

Alle Beiträge leisten eine Historisierung des Begriffs *Gender*, insofern sie sich mit den Zusammenhängen befassen, in denen *Gender* verwendet und als Versprechen imaginiert wurde. Dass die Einführung des Begriffs zunächst eine »feministische Intervention« bedeutete, die die Naturalisierung des Geschlechts qua Konstruktion in Frage stellte und damit neue Artikulationsfor-

men eröffnete, hebt Sabine Hark in ihrem Rückblick hervor. Aus leibphänomenologischer Perspektive betont auch Hilge Landweer die Bedeutung der Unterscheidung von *Sex* und *Gender*, die den Biologismus der herrschenden Geschlechterordnung in kritischer Absicht zitiert.

Festzuhalten ist aber auch, dass die Butler-Rezeption einer Hegemonialisierung des Begriffs Vorschub geleistet hat, die den komplexen Zusammenhang von *Sex* und *Gender* aufgelöst und im Gegenzug zu einer ›Naturalisierung‹ der Konstruktion geführt hat. *Gender* tendiert, wie Rita Casale in ihrer Auseinandersetzung mit Butler betont, zu einem Denken, das auf die *Konstruktion* und nicht die *Konstitution* von Geschlecht gerichtet ist, sodass Subjekt, Geschichte und Gesellschaft ihren Status als das »konstitutive Andere« verlieren. Dadurch ist faktisch auch das Potential der Kategorie *Gender* als Instrument der Analyse historisch gewachsener Machtverhältnisse verloren gegangen. Heute führt der Einsatz der Kategorie *Gender* zu Vereinfachungen, die den theoretischen Anspruch der Geschlechterforschung auf die knappe Formel der Konstruktion von Geschlecht bringen; in diesem Zusammenhang ist auch der breite Gebrauch des Begriffs ›Dekonstruktion‹ zu vermerken, den Sigrid Nieberle in ihrem Beitrag kritisiert.

Zur Kontroverse um *Gender* und das Paradigma der (De)Konstruktion gehört außerdem, dass insbesondere im deutschsprachigen Raum ein wichtiger feministischer Theoriestrang allmählich ausgeblendet wurde, nämlich der der sexuellen Differenz. Darauf weist Tove Soiland in ihrem Beitrag nachdrücklich hin. Das Denken der sexuellen Differenz wurde als essentialistisch markiert und paradoxerweise aus dem *Gender*-Diskurs verbannt. In der Folge wurde nicht mehr zwischen der Stellung von Frauen im gesellschaftlichen Gefüge und der ›Frau‹ in der symbolischen Ordnung unterschieden. Doch erschöpft sich die »Tatsache des Geschlechts« nicht in der Identitätsfrage einzelner Individuen; wie Barbara Rendtorff argumentiert, ist es daher besonders problematisch, *Gender* als »Personenvariable« zu verwenden. Vor allem aber leistet der Begriff nicht mehr die Verklammerung von individueller und gesellschaftlicher Dimension, wie sie Scott (1986) ihrer einflussreichen Definition zugrunde gelegt hatte. Auch Cornelia Klinger weist darauf hin, dass die gesellschaftliche Dimension von *Gender* nicht mehr artikuliert wird, da zwischen Kultur und Gesellschaft ein Riss entstanden sei.

Fast alle Beiträge hegen daher Zweifel daran, dass es gelingen kann, mit der Kategorie *Gender* die Struktur der Geschlechterverhältnisse zu reflektieren und zu verändern. In diesem Zusammenhang ist auch festzuhalten, dass *Gender* zwar faktisch häufig Frauen meint, sein Einsatz aber systematisch

zum historischen Vergessen von Frauen beigetragen hat. Die Genderforschung hat die feministische Frauen- und Geschlechterforschung quasi abgelöst; wie Sigrid Nieberle zeigt, ist die feministische Frauenforschung dabei regelrecht zu einem »Objekt der Abstoßung« geworden.

Die Folgen des Unsichtbarmachens von Frauen auf der gesellschaftlichen Ebene spielen in mehreren Beiträgen eine wichtige Rolle. Sie sind nur im Zuge der bereits angedeuteten kulturtheoretischen Wende zu verstehen. Der Gender Turn ist Teil der Hegemonialisierung poststrukturalistischer Positionen, die jenen Riss oder Bruch motiviert, der nicht nur die Relationalität von *Sex* und *Gender* aufgelöst und *Sex* ad acta gelegt hat, sondern inzwischen auch gesellschaftliche Konsequenzen zeitigt, die theoretisch noch nicht annähernd erfasst sind.

Zu diesen Konsequenzen gehören der Wandel bzw. die Ab- und Auflösung weiterer Begriffe und Begriffspaare, wie Kultur und Gesellschaft, Subjekt und Identität, Frau und Ich, die in mehreren Beiträgen verhandelt werden. Tove Soiland unterstreicht unter Rekurs auf Jacques Lacan und Luce Irigaray, dass Frauen zwar eine *gender identity* haben können, dadurch strukturell aber nicht in die Position des Subjekts gelangen. In diesem Zusammenhang stellt sie die Frage, ob es in der Rezeption von *Gender* wirklich um eine Vereinseitigung oder Verwässerung eines eigentlich kritischen Begriffs geht oder ob nicht vielmehr der Begriff selbst immer schon das Problem war? Wenn nämlich Sprache alles festlegt, auch die Position von Männlichkeit und Weiblichkeit, dann, so ihr Argument, gibt es keinen kategorischen Ausschluss des Weiblichen aus der symbolischen Ordnung. Die Überwindung der Zweigeschlechtlichkeit auf der Ebene der Sprache führe auf der gesellschaftlichen Ebene zur Ausblendung der unterschiedlichen Positionen von Frauen und Männern, Autorinnen und Autoren oder Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.

Mit der Frage der Sichtbarkeit trifft die Diskussion über die Zukunftsfähigkeit des *Gender*-Begriffs auf die anhaltende Diskussion um den neuen Feminismus bzw. den Postfeminismus, der nicht nur ein Ende des »alten« Feminismus voraussetzt und damit in das Zusammenspiel von Artikulation und Desartikulation feministischer Positionen involviert ist, sondern auch die Frage aufwirft, welche Forderungen er für welche Frauen (und Männer) stellt (vgl. McRobbie 2010). Das Thema Feminismus taucht darüber hinaus wieder in unterschiedlichen Kontexten auf; umstritten ist, ob Feminismus das *dirty word* bleibt, das es Cornelia Klinger zufolge immer war, oder ob es neue Möglichkeiten positiver Bezugnahme gibt.

Die Frage nach dem Subjekt des Feminismus ist also keineswegs erledigt, muss aber erneut artikuliert werden, zumal das Subjekt im Zuge des Gender Turn selbst diskreditiert bzw. desartikuliert wurde. Oder, wie Cornelia Klinger in ihrem Beitrag schreibt: der Frauenbewegung korrespondiert kein *gender movement*. Darüber hinaus zielt die Frage nach dem Subjekt auf die Verbindungen zwischen dem neuen Feminismus und dem neoliberalen Geschlechterregime, die, wie Angela McRobbie in diesem Band zeigt, durch die Figur staatstragender Mutterschaft besonders erfolgreich verkörpert werden. Die Mütter aus der Mittelschicht greifen ein neues Vokabular von Selbstbestimmung und Selbstermächtigung auf, das Freiheit und Unabhängigkeit verspricht, aber keine emanzipatorische Kraft entfaltet. Ziel ist nicht die grundlegende Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern ihre Verbesserung im Sinne der Optimierung. Insofern stellt sich hier die Frage, was das Ziel feministischer Politik und Theorie ist. Die Frage nach der Zukunft von *Gender* lässt sich jedenfalls kaum von der Diskussion über den neuen Feminismus und die Zukunft des Feminismus trennen.

Mit dem Thema Feminismus wird seit einiger Zeit auch wieder der Bezug auf die Zweite Frauenbewegung hergestellt (vgl. Rendtorff/Riegraf/Mahs 2014: 7). Dabei geht es nicht nur um die Frage, ob und inwiefern Themen der 1970er Jahre noch präsent sind. Wie in mehreren Beiträgen deutlich wird, führt der Bruch der 1990er Jahre heute – über zwanzig Jahre später – auch zu einem Blick auf die Anfänge der Zweiten Frauenbewegung, auf die Literatur und die feministischen Theorie dieser Jahre. Hilge Landweer greift sogar einen zentralen Begriff dieser Anfangszeit, nämlich den der ›Betroffenheit‹, kritisch auf, um ihn zu aktualisieren und für widerständiges, politisches Handeln in der Gegenwart produktiv zu machen.

Interessanterweise kann heute offenbar gerade der Blick zurück dazu beitragen, zu formulieren, worum es zukünftig geht: um die Analyse, Kritik und Veränderung der herrschenden Geschlechterverhältnisse, deren Asymmetrie sich in allen gesellschaftlichen und kulturellen Feldern niederschlägt und selbst historische Errungenschaften feministischer Wissenschaft wie die Figur der Autorin immer wieder in Frage stellt.

Die Anordnung der Beiträge vollzieht die Bewegung von der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Facetten des *Gender*-Begriffs hin zu Fragen und Problemen der Zeitdiagnose nach und wird durch die beiden literaturwissenschaftlichen Beiträge gerahmt. *Sigrid Nieberle* unternimmt in ihrem Bericht über die Arbeit an einer Gender Studies-Einführung einen exemplarischen Schnelldurchlauf von der feministischen Frauenforschung zu

den kulturwissenschaftlichen Gender Studies, von der Kanonisierung weiblicher Autorinnen und Frauen-Lexikographik zu *Gender* als »epistemischem Ding«. Die heutige Gemengelage ist für sie durch das letztlich produktive Neben- und Miteinander von Theoretisierung und Ausdifferenzierung sowie Popularisierung und Verfahren der Komplexitätsreduktion charakterisiert. Bei aller Fehleranfälligkeit von Zukunftsprognosen hält sie die Gender Studies für nicht so bald von Bedeutungsverlust bedroht.

*Barbara Rendtorff* untersucht die zahlreichen analytischen Missverständnisse, die sich aus dem Begriff *Gender* entwickelt haben und sich gerade im Bereich der Pädagogik vielerorts niederschlagen, etwa wenn Kleinkinder entlang des Rosa/Hellblau-Schemas grundlegend verschieden erzogen werden und dies als vermeintlich »gendergerechte« Förderung verstanden, oder wenn Gender Mainstreaming insgeheim als »Frauenförderung« übersetzt wird. Der Beitrag zieht die Zukunftsfähigkeit des *Gender*-Begriffs stark in Zweifel und stellt die bewusst offen gehaltene Frage, wie sich über Geschlecht sprechen lässt, ohne in den Sog der Signifizierungen zu geraten.

Ausgehend von der Analyse anti-feministischer Diskurse der Gegenwart legt *Sabine Hark* die Reibungen zwischen Feminismus und akademisierten Gender Studies dar, deren besonderer Erfolg in der Produktion wissenschaftlichen und damit gesellschaftlich anerkannten Wissens bestehe. Dass historische und epistemologische Kontingenzen das Projekt des Feminismus fundieren, sieht sie nicht nur als Chance, sondern geradezu als Bedingung eines anderen Denkens, dessen Widerstandspotential in dem Wissen liege, vorübergehend zu sein.

*Rita Casale* zeichnet den Übergang von der Dekonstruktion zur Kulturalisierung anhand theoretischer Schriften von Carla Lonzi, Heide Schlüppmann und Judith Butler nach und analysiert die zunehmende Verwechslung der Begriffe Subjekt und Identität, die sich im Zuge der Butler-Rezeption ergeben habe. Der poststrukturalistische Bruch mit der Gesellschaftstheorie habe zur Ausblendung ganzer Fragenkomplexe geführt, die die Verknüpfung von Sozial- und Theoriegeschichte der 1970er Jahre betrifft. Daher plädiert sie für die Verschiebung der symbolischen Ordnung des Geschlechterverhältnisses als Ziel der politischen Utopie des Feminismus.

Auch *Tove Soiland* interveniert auf der Ebene der Theoriegeschichte, da die deutschsprachige Rezeption einen zentralen Strang der feministischen Theorie nahezu vollständig ausgeblendet habe: nämlich die Psychoanalyse, die hierzulande zu Unrecht als essentialistisch kritisiert worden sei. Demgegenüber operiere gerade das dekonstruktive *Gender*-Verständnis mit Onto-

logisierungen, insofern es die Zweigeschlechtlichkeit unangetastet lasse und Hierarchisierungen analytisch reproduziere, die auf eine Rückführung der Position der Frau an ihren angestammten Platz in der symbolischen Ordnung zielen. Als Zukunftsperspektive nennt sie konkrete Fragen, die eine Geschlechtertheorie der Gegenwart zu bearbeiten hätte.

*Cornelia Klinger* zeigt auf, wie sehr die Karriere des Begriffs *Gender* mit den sozialgeschichtlichen und gesellschaftlichen Veränderungen durch den Neoliberalismus verwoben ist. Die so häufig zitierte Formulierung Joan W. Scotts, *Gender* sei eine »nützliche Kategorie«, habe sich auf unheimliche Weise bewahrheitet, insofern *Gender* einer umfassenden Kapitalisierung »nützlich« geworden und die Ökonomisierung des Menschen als (männliches und weibliches) »Humankapital« vorangetrieben habe. Diese »Koinzidenz von Feminismus und Neoliberalismus« wird im sogenannten *adult worker model* greifbar, das in der Europäischen Union parallel zum Abbau des Wohlfahrtsstaates etabliert wurde.

*Angela McRobbie* liefert für die von Cornelia Klinger nachgezeichneten, längerfristigen politischen Auswirkungen des Neoliberalismus auf die Geschlechterverhältnisse den medialen Soundtrack. An zwei Beispielen, dem Film *Revolutionary Road* (2008; dt. *Zeiten des Aufruhrs*) und dem vielbesprochenen Bestseller *Lean In* der Facebook-Geschäftsführerin Sheryl Sandberg (2013), zeichnet McRobbie die Entwicklung des neoliberalen Modells erfolgreicher Mutterschaft nach, das vom Brüchigwerden idealisierter Mutterschaft vor dem Beginn der zweiten Frauenbewegung und der Wandlung dieses Bildes zu dem der erfolgreichen Chefin (und Mutter) reicht.

*Hilge Landweer* unternimmt eine Zusammenführung von Geschlechterforschung und Phänomenologie und arbeitet damit der in diesem Band mehrfach diagnostizierten Entpolitisierung des Begriffs *Gender* entgegen. Die alte feministische Forderung, Widerstand gegen ungerechte Geschlechterverhältnisse zu leisten, sei immer noch aktuell, Widerstand aber immer durch Betroffenheit motiviert. Gegen sentimentale Nostalgie argumentiert sie in kritischer Auseinandersetzung mit Butlers Begriff *materialization* und jüngeren Arbeiten zur Verletzbarkeit, dass auch die Machtwirkungen von Diskursen wesentlich in der »leiblich-affektiven Betroffenheit« verankert sind.

Mein eigener Beitrag nimmt noch einmal den literaturwissenschaftlichen Faden auf und problematisiert die Widersprüche weiblicher Autorschaft. Denn während die Durchsetzung des Begriffs *Gender* im Zuge der kulturtheoretischen Wende den Ausschluss von Autorinnen aus der Literaturgeschich-

te besiegelt hat, sind Autorinnen zwar im heutigen Literaturbetrieb sichtbar, Fragen weiblicher Autorschaft werden dort aber nicht ernsthaft verhandelt. Anhand von Essays der Autorinnen Antje Rávic Strubel und Juli Zeh untersucht der Aufsatz das Verhältnis von Autorschaft und Zeitdiagnose, von Literatur und Gesellschaft, und sucht nach Möglichkeiten, als Frau und Ich zu sprechen.

Dieser Band geht auf eine Ring-Vorlesung zurück, die ich im Wintersemester 2011/12 am Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien Universität Berlin veranstaltet habe. Einige Vorträge wurden – um weitere Beiträge ergänzt – in einem Workshop von den Autorinnen noch einmal diskutiert und dann gründlich überarbeitet. Ich danke allen Beitragenden für ihr Engagement und ihre Diskussionsbereitschaft. Dem Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften und seiner Frauenbeauftragten danke ich ebenso wie der Zentraleinrichtung zur Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung für die großzügige Förderung des gesamten Projekts einschließlich der Publikation. Ich danke Judith Wilke-Primavesi vom Campus Verlag für ihre Unterstützung und Cornelia Klinger, Eva Kreisky, Andrea Maihofer und Birgit Sauer für die Aufnahme des Bandes in die Reihe *Politik der Geschlechterverhältnisse*. Mein ganz besonderer Dank gilt meiner Mitarbeiterin Anna-Lena Scholz, die das Vorhaben von Anfang an mit großem Enthusiasmus unterstützt und immer wieder durch Diskussionsbeiträge und kritische Anmerkungen bereichert hat. Sie hat schließlich auch die Redaktion der Beiträge besorgt und die Drucklegung des Bandes mit Engagement und Umsicht begleitet.

## Literatur

- Butler, Judith (1991 [1990]), *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. *Feministische Studien* (2013), *Was ist und wozu heute noch feministische Theorie?*, H. 2.
- Fraser, Nancy (2009), Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Nr. 54, H. 8, S. 43–57.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2012), *Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung*, Wiesbaden.
- McRobbie, Angela (2010), *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*, Wiesbaden.
- Rávic Strubel, Antje (Hg.) (2013), *Was dringend getan werden muss. Neue Rundschau*, H. 2.

- Rendtorff, Barbara/Riegraf, Birgit/Mahs, Claudia (2014), 40 Jahre Feministische Debatten. Zur Einleitung, in: dies (Hg.), *40 Jahre Feministische Debatten. Resümee und Ausblick*, Weinheim/Basel, S. 7–10.
- Scott, Joan W. (1994 [1986]), Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse, in: Kaiser, Nancy (Hg.), *Selbst Bewusst. Frauen in den USA*, Leipzig, S. 27–74.
- Scott, Joan W. (2001), Die Zukunft von *gender*. Fantasien zur Jahrtausendwende, in: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hg.), *Gender – die Tücken einer Kategorie*, Zürich, S. 39–63.
- Weed, Elizabeth (2011), From the »Useful« to the »Impossible« in the Work of Joan W. Scott, in: Butler, Judith/Weed, Elizabeth (Hg.), *The Question of Gender. Joan W. Scott's Critical Feminism*, Bloomington, S. 287–311.

# *Gender*, wie's im Lehrbuch steht: Ein Arbeitsbericht

*Sigrid Nieberle*

Die folgenden Überlegungen zu aktuellen Problemen und den Zukunftsperspektiven der Gender Studies aus Sicht der Literaturwissenschaften basieren auf einer Reihe von Seminaren sowie auf den Arbeiten an einem Einführungsband *Gender Studies und Literatur* in einer Lehrbuchreihe zur Germanistik (Nieberle 2013). Die Ausführungen skizzieren retrospektiv den Prozess, wie widerstrebend sich der mittlerweile große und vielfältige Forschungsbereich der Gender Studies in ein stark formalisiertes Lehrbuchkonzept einpassen ließ. Damit traten zugleich Konsequenzen und Möglichkeiten für die Zukunft von *Gender* auf den Plan, die ebenfalls zur Sprache kommen werden.

Wissen, wie es im Lehrbuch steht, ist von ambivalentem Wert: Es wird um seine widerständigen und aufregenden Debatten an den Rändern beschnitten; es folgt der männlich dominierten Tradition der Enzyklopädisten; es repräsentiert möglichst den unstrittigen Common Sense, der aus einem Forschungsgebiet hervorging. Es soll aber auch ermöglichen, Grundlagen und allgemein Bekanntes so knapp und verständlich zu vermitteln, dass weiterführende Fragen gestellt werden können. Die feministische Wissenschaft, aus der die Gender Studies hervorgingen, speist sich aus einer kritischen Haltung gegenüber der androzentrischen Universitas, die Frauen zum Forschungsobjekt machte anstatt sie als Aktantinnen zum Wissenschaftsbetrieb zuzulassen (Hausen/Nowotny 1990; Honegger 1996). Dazu gehört auch die Kritik an akademischer Institutionalisierung und autoritärer Formalisierung, wie sie Feminismus und Studentenbewegung seit den 1960er Jahren teils gemeinsam, teils in Abgrenzung voneinander entwickelten. Lehrbücher auf dem Gebiet der Gender Studies, die mittlerweile in größerer Zahl vorliegen, sehen sich daher herausgefordert, den Spagat zwischen Kritik und Affirmation hegemonialer Wissensökonomie zu wagen.

Während der Arbeit an dem Lehrbuchprojekt galt es anfangs, pragmatischen Leitfragen zu folgen: Was ist für Studierende in modularisierten und konsekutiven Studiengängen wichtig, wenn sie sich zum ersten Mal wis-

senschaftlich mit Fragen der Gender Studies beschäftigen? Was gehört zum elementaren Wissen, was geht darüber hinaus? Was unterscheidet eine literaturwissenschaftliche Einführung in die Gender Studies von anderen Einführungen in den Forschungsbereich? Im Laufe der Arbeit ergaben sich dann spezifische Fragen zu Konzeption, Methodik und Terminologie, die im Folgenden in Auswahl zur Diskussion gestellt werden.

## 1. Formatierung eines Forschungsgebietes

Diese Fragen gingen nicht zuletzt angesichts des vorgegebenen Formats der Buchreihe mit der Einsicht einher, dass Einführungsbände und Bachelorseminare für eine Diskussion von komplexen und aktuellen Forschungsfragen jeglicher Art, nicht nur für Gender Studies, ungeeignet sind. Das liegt zum einen daran, dass sie disziplinär organisiert sind: Eine spezifische Einführung für die Studierenden in die jeweilige Fachkultur ist wünschenswert, erschwert aber die in der Forschung angestrebte und vielerorts praktizierte Interdisziplinarität. Gerade in kulturwissenschaftlicher und literaturtheoretischer Hinsicht sind Austausch und Importe zwischen Amerikanistik, Anglistik, Germanistik und Romanistik unverzichtbar. Auch eine germanistische Einführung kommt deshalb nicht ohne die voraussetzungsreichen komparatistischen Perspektiven aus, obwohl das Verlagsformat dies nicht explizit vorsieht (vgl. auch Lindhoff 1995; Schößler 2008). Zum anderen gibt es neben der Fokussierung auf die Disziplin eine bemerkenswerte Entwicklung zu beobachten, die dem Lehrbuchformat eigentlich widerstrebt: Mittlerweile kompensieren Einführungsbände offensichtlich ein Defizit an fachwissenschaftlicher Revision und Diskussion. Sie treten seit einigen Jahren nicht selten an die Stelle von Forschungsberichten, die Ergebnisse aus Einzelstudien zusammentragen und bewerten (Sittig/Standke 2010) und früher meist in Fachzeitschriften publiziert wurden. Obgleich es sich von selbst versteht, dass Einführungsliteratur den jeweils neuesten Forschungsstand berücksichtigt, bietet sie nicht das geeignete Forum, um methodische und theoretische Debatten führen oder epistemische Fragen detailliert diskutieren zu können. Die Orientierungsleistung, die Lehrbücher erbringen sollen, steht aufgrund der dafür nötigen Komplexitätsreduktion dem Referatscharakter des Forschungsberichts entgegen.

Das Lehrbuchformat erzwingt demzufolge eine Systematisierung und Kategorisierung, die ein vitaler und weit verästelter Forschungsbereich zu keiner Zeit aufweisen kann. Jegliche Systematik ist als momentanes und provisorisches Konstrukt zu verstehen, das erhebliche epistemische Kompromisse macht. Hierzu gehört beispielsweise die Unterscheidung in rekonstruktive und dekonstruktive Gender Studies, die weiter unten noch eine Rolle spielen wird. Hierzu gehört aber auch eine Diskussion der Literatur nach ihren Gattungen, obgleich die Gattungskritik eine während der letzten Jahrzehnte im Fach sehr produktiv geführte Debatte darstellt, die es unter den soeben genannten Prämissen weitgehend zu ignorieren gilt. Und nicht zuletzt gehört eine gewisse Tendenz zur ›Theorierevue‹ dazu, die in einzelnen Kapiteln unterschiedliche theoretisch-methodische Ansätze umreißt, ohne dass sie an konkreten literarischen Texten erprobt werden könnten. Aus wissenschaftshistorischen Gründen ist dies besonders für die Entwicklung der Gender Studies problematisch, weil Women's, Men's, Transgender, Queer, Postcolonial, Film und Media Studies damit interagieren (um nur die wichtigsten Bereiche zu nennen).

## 2. Erkenntnisinteressen

Als Voraussetzung für jegliche Einführung in den Forschungsbereich scheint es zunächst unverzichtbar zu sein, ein basales Erkenntnisinteresse für die Gender Studies zu formulieren und sie im Hinblick auf literaturwissenschaftliche Arbeitsweisen zu spezifizieren. Warum sollten Studierende sich überhaupt damit beschäftigen? Welchen *benefit* verspricht dieser Forschungsansatz für die Beschäftigung mit literarischen Texten? Solche Fragen führen rasch zu den großen essentiellen Fragen der Literaturwissenschaften – gespannt zwischen einem prekären Verhältnis zur Realität einerseits und den komplexen sprachlichen Strukturen und Materialien andererseits. Je nach literaturtheoretischer Modellierung stehen ästhetische, diskursanalytische, pragmatische, psychologische, sprachphilosophische, soziologische, in jüngster Zeit auch ökonomische und ökologische Aspekte bei der Analyse und Kommentierung literarischer Texte im Vordergrund.

Diese wechselnden Prioritäten stehen insofern in Wechselwirkung mit den Entwicklungen der Gender Studies, als zur Variablen ›Literatur‹ noch unterschiedliche Konzepte der Variablen ›Gender‹ hinzutreten: Zunächst

bedeutet engl. *gender* im Unterschied zu *sex* das grammatische Geschlecht (*sexus/genus*); sodann wurde *Gender* als soziokulturelles Konstrukt beschrieben, das im *doing gender* verfertigt wird; des weiteren bezeichnet *Gender* den Effekt performativer Praktiken, die sowohl das biologische als auch soziokulturelle Geschlecht im Diskurs vollziehen; schließlich fungiert *Gender* als epistemische und soziale Kategorie, die wie Ethnizität, Religion, sexuelle Orientierung und soziale Klasse bei der Analyse von Gesellschaft oder Literatur in Anschlag gebracht wird. Dass die Kategorie *Gender* als vermeintlich stabiles Moment mit primär prozessual angelegten Konzepten der Transmedialität und Transkulturalität kombiniert und diskutiert wird, führt zu paradoxen wissenschaftshistorischen Wendungen. Ethnische und genderspezifische Alterität führt zu sich gegenseitig überkreuzenden Konstellationen wie etwa in der postkolonialen Mimikry und der Praxis des *drag*.

»Die Wirkungen von *mimikry* und *drag* können im Sinne »unerwarteter Permutationen« als Identitätseffekte bezeichnet werden, die eine offene Zukunft kultureller Möglichkeiten denkbar machen, eine Zukunft, die, wie ich meine, immer auch eine sein soll, in der die kulturellen Möglichkeiten im Hinblick auf den Körper in einem Oszillieren zwischen Bewegung und Fixierung in den Blick genommen werden.« (Babka 2011: 178)

Zweifellos ist es weder plausibel noch legitim, zwischen diesen verschiedenen Ansätzen – von der Etablierung der *Gender*-Kategorie, der späteren heuristischen Trennung von *Sex/Gender* Anfang der 1980er Jahre bis zur postkolonialen *Gender*-Forschung – eine einfache Entwicklungslinie ziehen zu wollen, weil gerade nicht ein Konzept vom nächsten abgelöst wurde, sondern es sich bei näherer Betrachtung um Kumulationen handelt. In der gegenwärtigen Forschung haben sich die genannten Ansätze zu einem Neben- und Miteinander versammelt.

Mit Hilfe einer schriftlichen Befragung von Teilnehmenden eines Einführungsseminars in die Gender Studies sollte exemplarisch zutage treten, welche Erkenntnisinteressen von den Studierenden selbst mit diesem Forschungsbereich verknüpft werden. Die Ergebnisse aus den rund vierzig Fragebögen waren einerseits beruhigend, andererseits erstaunlich. Wenn auch mitunter der Fehlschluss auftauchte, dass von literarischen Texten umstandslos auf das entstehungsgeschichtlich jeweils vorherrschende Frauen- und Männerbild geschlossen werden könne, so handelte es sich dabei doch um Einzelfälle. Die überwiegende Mehrheit ging nicht von einem allein sozialhistorisch bedingten Kausalzusammenhang zwischen literarischen Texten und gelebten Geschlechtsidentitäten aus. Darüber hinaus, so die Mehrheit

der Befragten, ließe auch die Veränderlichkeit von Geschlechtsentwürfen sowohl in Texten als auch in den historischen Kontexten darauf schließen, dass gerade nicht Biologie oder Natur hier als Definitionsinstanzen maßgeblich seien. Erstaunlicherweise wurde den Kultur- und Sozialwissenschaften der diesbezüglich größere zu erwartende Erkenntnisgewinn als den naturwissenschaftlichen Disziplinen zugeschrieben. Als überaus interessant und wichtig wurden zudem die mit Männlichkeit und Weiblichkeit verquickten Machtverhältnisse erachtet, die anhand literarischer Texte analysiert werden könnten. Schließlich fanden sich auch die vollkommen nachvollziehbaren Fragen danach, welche Relevanz die literarischen *Gender*-Figurationen für den jeweiligen historischen Diskurs gehabt haben oder noch haben und welche Relevanz für die aktuelle Rezeption. Diese beruhigende und auf den zweiten Blick geradezu aufregende Komplexität des Erwartungshorizontes scheint sich zwischen individueller und kollektiver Erfahrung aufzuspannen und die Möglichkeiten der Abstraktion und Transformation bereits einzuschließen.

### 3. »Ein epistemisches Ding«

Wenn Astrid Deuber-Mankowsky solche studentische Neugierde in Anlehnung an Hans-Jörg Rheinberger (1992) abstrahiert und *Gender* als ein »epistemisches Ding« beschreibt, das vor allem auch eine Möglichkeit zur im Denken »verändernde[n] Erprobung seiner/ihrer selber« anbietet (Deuber-Mankowsky 2008: 182), dann zeigt sich hierin womöglich die tragfähigste Verbindung zwischen Literatur und Gender Studies. Denn ein literarischer Text kann ebenso als Medium der Erprobung gelten. Unter jeweils spezifischen Vorzeichen werden darin mögliche Welten und Identitäten entworfen und diese Entwürfe zur imaginativen Erprobung für die Leserinnen und Leser bereitgestellt. Sowohl Episteme als auch Literaturen können demzufolge der imaginativen Selbsterweiterung dienen (Fluck 2005) – gleichwohl mit unterschiedlichen Mitteln und in unterschiedlichen Kontexten und Institutionen. Besonders in dieser epistemisch-ästhetischen Differenz liegt der Vorteil eines auf Performativität beruhenden Analyseverfahrens begründet (Runte 2010), denn nicht die Frage, ob wiederholt wird, sondern auf welche Weise dies geschieht – etwa poetisch oder wissenschaftlich – (Butler 1991 [1990]: 213), entscheidet darüber, welches Verhältnis von Mensch/Umwelt und der Menschen untereinander sich denken und letztlich auch gestalten

lässt. Über diesen funktionellen Umweg ist gesichert, dass die eigene un/problematische Alltagserfahrung des gendercodierten Subjekts genauso wenig auf literarische Produktions- und Rezeptionskontexte übertragen werden kann wie auf wissenschaftliche Ansätze der Gender Studies, denn solche wechselseitigen Austauschoptionen handlungsrelevanter Konzepte leisten die Gender Studies gerade nicht.

Um das Spannungsverhältnis zwischen »epistemischem Ding« und alltagsweltlicher Selbstwahrnehmung zunächst zu erkennen und in einem zweiten Schritt verwalten zu können, ist es notwendig, sowohl die imaginativen Potentiale zu nutzen als sich auch die fortgeschrittene Epistemisierung dieses ›Dings‹ zu vergegenwärtigen. Dazu gehören zum einen die jeweilige disziplinäre Etablierung auf der Basis thematisch gebundener Lehrveranstaltungen, Prüfungsthemen, Didaktisierung, Kanonisierung, zum anderen die inner- und außerakademisch betriebene Institutionalisierung mit der Einrichtung von Professuren, Forschungszentren, Publikationsorganen und deren Vernetzungen, und schließlich nicht zuletzt die Enzyklopädisierung mit Lexikographik und Historiographik. Das sogenannte »Gender Piece« hingegen, das vor allem in der US-amerikanischen Forschung teilweise spöttisch belächelt wurde und wird, darf mittlerweile auch hierzulande in keinem Handbuch mehr fehlen, sei es zur germanistischen Literaturwissenschaft allgemein oder in methodischen Einführungsbänden und Gattungsdarstellungen. Es gibt jedoch keinen ersichtlichen Grund, warum dabei nicht von einem produktiven Zuwachs im Sinne methodischer Diversifizierung die Rede sein soll.

#### 4. Popularisierung und Diversifikation

Dass die *Gender*-Forschung während der letzten zwanzig Jahre einer beachtlich raschen und intensiven Popularisierung ausgesetzt war, verdankt sie ihren eigenen Anstrengungen ebenso wie den Aktivitäten der Skeptikerinnen und Skeptiker. Vereinfachung, Allgemeinverständlichkeit, Hyperkonnektivität, Multikontextualität, Emotionalisierung treten dann auf den Plan, wenn Wissenschaft in den populären Diskurs transferiert wird (Ruchatz 2004). Dabei verlaufen die Linien der Parteilichkeit quer, spielen doch Ignoranz (z.B. der Zeitschrift *Emma* gegenüber feministischer Akademisierung im allgemeinen) oder inszenierte Intoleranz (z.B. des Kolumnisten Martenstein

im *Zeit-Magazin*)<sup>1</sup> ihre spezifischen Rollen als Populisateurinnen. Aber auch die Literatur hat ihrerseits ihren Beitrag geleistet, indem sie nicht nur *Gender*-Themen, sondern auch die Gender Studies und ihre Theorie selbst immer wieder zum Gegenstand erhoben. Hierzu zählt vor allem Prosa von Marlene Streeruwitz, Thomas Meinecke und Elfriede Jelinek. Die Texte zehren von den akademischen Diskursen, schreiben sie um und multiplizieren sie in der Leserschaft. *Gender* als epistemisches Ding und fiktionale Narrative weisen als Identität erprobende und erweiternde Medien hier nur einmal mehr imaginative Gemeinsamkeiten auf.

Das Konzept *Gender* verfügt inzwischen über viele unzutreffende Synonyme, die beispielsweise in kostenintensiven, europapolitisch inspirierten Gender Mainstreaming-Papieren rasch aufzuspüren sind. *Gender* meint dort häufig das Verhältnis zwischen Frauen und Männern. Aber hätten diese Anstrengungen deshalb erst gar nicht unternommen werden sollen? Gender Studies teilen lediglich ein gemeinsames Schicksal mit epistemischen Gebilden wie *Diskurs*, *Struktur* oder *System* und deren theoretischen Kontexten. Längst haben sich die Begriffe von ihrem jeweiligen als ursprünglich erachteten Theoriedesign gelöst, ohne dass in der postmodernen Wissensgesellschaft noch ein Ursprung auszumachen wäre. Problematisch erscheint im Hinblick auf jene Popularisierungsprozesse vielmehr zu sein, dass es sich nicht mehr, wie noch von Sigrid Weigel Anfang der 1990er Jahre prognostiziert, um das chancenreiche Verhältnis von »Stand- und Spielbein« gehandelt haben dürfte, mit dem es die Geschlechterforschung seither zu tun gehabt hat: In einem »fein säuberlich umzäunten Gebiet« ließ es sich demzufolge trefflich forschen, ohne dass die akademische Disziplin dies überhaupt zur Kenntnis genommen haben müsste (Weigel 1992: 686). Deshalb sollte für Weigel das Standbein die strategische Institutionalisierung sichern, während sich das Spielbein in theoretischer Selbstreflexion ausagieren könne. Zwanzig Jahre später trifft diese Metapher nurmehr sehr bedingt zu, legen doch Debatten um Intersektionalität und Diversität nahe, hierbei eher an die unzähligen Beine behäbiger Raupen und flinker Spinnentiere zu denken. In dieses Kalkül von Stand- und Spielbein konnten darüber hinaus die widerstrebenden Entwicklungen seit den 2000er Jahren noch nicht eingerechnet werden, die einerseits im kontinuierlichen Komplexitätszuwachs der Gender Studies sowie ihrer Interaktionsbereiche bestehen. Andererseits hat die Einführung modularisierter Studiengänge dazu geführt, zwar mit den Studienplänen –

---

1 Vgl. Repliken von Collien u.a. (2013) und Hark/Villa (2013).